

THEOLOGISCHE REVUE

119. Jahrgang

– September 2023 –

Nida-Rümelin, Julian / Weidenfeld, Nathalie: Erotischer Humanismus. Zur Philosophie der Geschlechterbeziehung. – München: Piper 2022. 239 S., geb. € 24,00
ISBN: 978-3-492-07061-4

Eberhard Schockenhoff hat in seinem letzten, leider nicht mehr ganz zum Abschluss gelangten sexualethischen Grundlagenwerk *Die Kunst zu lieben* einen „Strukturwandel der Sexualität“ im Hinblick auf vier Aspekte festgestellt: „eine stärkere Stellung der Frauen“, eine neue „Vielfalt sexueller Erlebnisformen“, eine veränderte Sicht auf die Selbstbefriedigung und ein „entleiblicher Eros“ wie er sich in Pornographie und Cybersexkontakten niederschlägt.¹ Wo aber Strukturen aufgebrochen und neu eingerichtet werden, kann man schnell in die Tiefen und Untiefen menschlicher Existenz und menschlichen Zusammenlebens geraten. Das zeigt sich v. a. in sexueller Gewalt und Machtmissbrauch, wie sie auch durch die Berichte um die sexuellen Übergriffe bei Filmcastings im Jahr 2017 und der dadurch losgetretenen #MeToo-Bewegung offenbar geworden sind. Ausgehend von einem Ansatz „humanistischen Denkens“ – in dessen Zentrum „die Vorstellung [steht], dass eine Person für das, was sie tut, verantwortlich ist und anderen Personen Anerkennung und Respekt gewähren sollte“ (23) – greifen Julian Nida-Rümelin und Nathalie Weidenfeld in ihrem neuen Buch exemplarische Felder der Geschlechterbeziehung heraus und nehmen in den aktuellen Debatten bewertend Stellung. Dabei schrecken sie auch vor (jedenfalls in akademischen Milieus) unkonventionellen Ansichten nicht zurück. In der eben aufgeführten #MeToo-Debatte sehen sie z. B. „komplexe Gemengelagen oftmals in ein schlichtes melodramatisches Narrativ“ (100) gepresst, wodurch Vorurteile zementiert und „die Gesellschaft in ihrem Urteil“ (101) manipuliert würde. Ihre Argumentation ist vom Standpunkt des Humanismus aus betrachtet durchaus konsequent: Die schlichte Einordnung von Frauen als wehrlose Opfer tut insbes. den Frauen selbst häufig unrecht, und Frauen, die dummen und vielleicht auch herabwürdigenden Anbahnungsversuchen ausgesetzt waren, als „Überlebende“ zu bezeichnen, muss Opfern von Vergewaltigungen und massiver politischer Gewalt tatsächlich in vielen Fällen „wie Hohn anmuten“ (104).

Erotische Beziehungen im Berufsleben sind generell ein delikates Gebiet: N.-R./W. wollen „nicht bestreiten, dass eine konventionelle Rahmung, die stabile wechselseitige Erwartungen erleichtert und Irritationen mildert, kulturell und sozial nützlich sein kann“ (109). Ihre Sorge gilt aber der „Lebensautorschaft der einzelnen Personen“ (ebd.). Wenn hier von Seiten der Moral, von Unternehmensleitungen oder sogar von staatlicher Seite zu massive Regulierungen eingezogen werden, gefährdet dies die Eigenverantwortlichkeit der betroffenen Personen. Entsprechend kritisch

¹ Eberhard SCHOCKENHOFF: *Die Kunst zu lieben*. Unterwegs zu einer neuen Sexualethik, Freiburg i. Br. 2020, 53.

sehen die Vf.:innen auch die „pauschale Forderung nach Gleichverteilung und entsprechender Quotierung“ in den verschiedenen Lebensbereichen (81). Zurecht wird herausgestellt, dass „Diskriminierung von Frauen (oder Männern)“ ja nicht nur heißt, „dass man zwischen diesen unterscheidet, sondern auch, dass eine Person, gerade weil sie weiblich (oder männlich) ist, benachteiligt wird.“ (77). Aus der faktischen Ungleichverteilung der Geschlechter in verschiedenen Lebensbereichen geht also nicht hervor, ob es Fehler bei der Gleichberechtigung gibt. Es muss der Möglichkeit Rechnung getragen werden, dass Frauen und Männer unterschiedliche Präferenzen bei der Berufswahl oder anderen Lebensentscheidungen zur Geltung bringen. Dass dies zuweilen zu einem „Gender-Pay-Gap“ führt, liegt nun aber nicht an der Diskriminierung von Frauen *als Frauen*, sondern an der unberechtigten Schlechterstellung von sozialer Arbeit gegenüber männerdominierten Tätigkeiten wie Management oder Technik (56).

N.-R./W. kommen auch an dem heiklen Feld der geschlechtlichen Identität nicht vorbei. „Der Gender-Konstruktivismus geht davon aus, dass die Unterschiede der Eigenschaften, Dispositionen, Präferenzen, der physischen und mentalen Konstitutionen, der Begabungen und Interessen, die Männer und Frauen an den Tag legen, sozial konstruiert sind“ (53). Der Verweis auf biologische Tatsachen werde häufig als „Biologismus“ abgetan. Geschlechtliche Identität sei in dieser Sichtweise nicht durch eine undefinierbare Natur bestimmt, sondern durch performative Praktiken reproduziert. Nun führt dies aber, wie N.-R./W. herausstellen, gerade beim Umgang mit Transpersonen in ein Paradox, denn „das Erklärungsmuster des Phänomens von Transgender ist [...] essenzialistisch“ (207) und gerade nicht konstruktivistisch. Andernfalls könnte sich niemand „im falschen Körper“ fühlen (206), und medizinische Anpassungen wären sinn- und aussichtslos. Man müsste ja lediglich auf veränderte Praktiken insistieren. N.-R./W., die ja die Grenz- und Übergangsformen des Geschlechtlichen nicht in Frage stellen, plädieren daher grundsätzlich dafür, „die Geschlechteridentität aus der rechtlichen und politischen Normierung vollständig herauszunehmen“, da sie eben „für gleiche Anerkennung in der Bürgerschaft keine relevante Rolle spielt“ (210). In diesem Sinne sollte die geschlechtliche Identität von öffentlichen Stellen wie die Hautfarbe behandelt werden, die ebenfalls irrelevant ist. – Mit diesem bedenkenswerten Vorschlag blicken die Vf.:innen allerdings nur auf eine Seite des öffentlichen Interesses am Geschlecht. Die andere Seite kommt dort ins Spiel, wo bspw. ein:e Straftäter:in gesucht wird. Hier leisten die im Allgemeinen recht deutlichen Merkmale des biologischen Geschlechts nicht Unbeträchtliches, wenn es um die Eingrenzung von Verdächtigen geht.

In diesem Sinne würden manche Themen des Buches eine umfassendere Behandlung verdienen. N.-R./W. haben z. B. nicht unrecht, wenn sie darauf hinweisen, dass die Ächtung des sog. „Manspreadings“ als „Ausstellung der Männlichkeit“ und des darauf beruhenden Erniedrigungswillens von Männern gegenüber Frauen auch zur Folge haben müsste, dass das weibliche Dekolleté verboten wird. Dominanzgebaren gibt es in der Tat in beide Richtungen. Aber am Manspreading, also dem männlichen Sitzen oder Stehen mit gespreizten Beinen stört eben auch noch etwas anderes, nämlich das Platzgreifende, das wie die Erhebung eines Anspruchs auf einen Raum wirkt, welcher der einzelnen Person in dieser Fülle nicht zusteht. Das ist mit ein Grund, weshalb sich auch Männer in der Gegenwart von „manspreadingen“ Geschlechtsgenossen sehr unwohl fühlen können.

In ihrem interessanten und gut zu lesenden Buch geben N.-R./W. viele wertvolle gedankliche Anregungen für brisante aktuelle Debatten. Aber der vorgestellte *Erotische Humanismus* scheint die

Seite der Aktiven, der Mächtigen, der „beati possedentes“ mehr zu vertreten als die Seite der Gefährdeten und der Verwundeten. Auch für diese sind die Spielregeln des Geschlechterverhältnisses da. Nicht jeder:r ist attraktiv, charmant, offen für Flirt und sexuelle Selbstbestimmung. Der „freie Markt“ kann auch im Geschlechterverhältnis grausam sein. Daher sind vertrauensstabilisierende Institutionen ebenso wichtig wie ein im Abschlusskap. diskutiertes Recht auf „Geheimnis“ und Privatheit. Es ist wertvoll, dass N.-R./W. herausstellen, dass „Intransparenz und Ambiguität“ eine „gnädige Praxis“ sein können (219) und die Vereindeutigung inhuman werden kann. Aber auch diese These ist selbst ambivalent. Für Schwächere mag das Spiel mit Intransparenz häufig schmerzhaft sein, weil die materiellen Voraussetzungen für ein „Leben nach eigenen Vorstellungen“ (227) nicht gänzlich gegeben sind. Im sozialen Bereich gleicht der liberale Staat Folgen von „brute luck“ (Ronald Dworkin) bis zu einem gewissen Grad aus. Auch im Feld der Verhältnisse zwischen den Geschlechtern gibt es solcherart „rohes Zufallsglück“, und die Normen der Sexual- oder Beziehungsethik haben nicht zuletzt die Aufgabe, hier der Marktdominanz ein humanes Korrektiv entgegenzusetzen, auch wenn dieses zum Teil immer wieder neu verhandelt werden muss.

Über den Autor:

Bernhard Koch, Dr., Privatdozent und Stellvertretender Direktor des Instituts für Theologie und Frieden Hamburg (koch@ithf.de)